

Nr. 284. Bromberg, den 10. Dezember 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

30. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Ja, Sie müssen wirklich entschuldigen, mein lieber junger Freund", warf der Amtmann hin, „daß ich als Fremder Sie so ohne weiteres bat, Petra wieder hereinzuholen. Aber ich kenne diese junge Dame ein wenig" — er nahm Petra vertraulich bei der Schulter — „ich weiß, daß Musik eine solche Wirkung auf sie haben kann, daß sie direkt in die Wildnis läuft — wie sie geht und steht. — Und sie ist die letzte, die an Petra Felbers Gesundheit denkt — das kenne ich auch."

„Ich wette, Sie mußten ein gutes Stück laufen, ehe Sie sie fanden?" scherzte der Amtmann.

„Ja, ich mußte weit laufen — um sie zu kriegen", wiederholte Wilhelm Weyer bedeutungsvoll und sah Petra an. Er glaubte, nur sie verstünde es.

Krag Petersen sah aus, als ob irgendwo in seinem braunen Krauskopf ein Licht anginge. Dem Amtmann fiel — sehr zur richtigen Zeit — ein guter Witz ein. Er lachte schon, eh' er anfing.

Man aß zu Abend. Kalten Gänsebraten, fett und zart und dazu einen echten Bittern. Ja, ja, Frau Helene verstand's. Frau Helene war eine ebenso große Künstlerin in der Küche wie am Flügel, sagte der Amtmann. Auf das Wohl der gnädigen Frau. Ah.

Petra und Wilhelm saßen sich gegenüber wie beim Mittagessen. Weyers sprudelnde Konversation war gänzlich verstummt. Einmal antwortete er sogar etwas ganz Verkehrtes. Frau Helene sah ihn verwundert von der Seite an. Petra sagte keinen Ton. Wenn Wilhelm Weyer ein seltnes Mal hinzusehen wagte, begegnete er zwei strahlenden Augen. Und jedesmal, wenn der Amtmann sie ansah — und das tat er häufig und gern — waren ihre Augen drüben auf der anderen Seite des Tisches. Der Amtmann betrachtete zärtlich das kleine leuchtende Gesichtchen — etwas verbergen, das hatte Petra Felber nie gekonnt.

Man spielte Domino. Das Domino ersetzte im Pastorhaus das Kartenspiel — der Pastor kam aus einer Westlandstadt, wo die Forderungen an den Hüter der Herde strenger waren. Und der Amtmann fand sich in das Domino ebenso gutmütig, wie wenn er mit Jungfer Hegre Bezique spielte. Das Jungvolk saß bei Rosinen, Mandeln und Nüssen. Der Nußknacker war in ununterbrochener Tätigkeit — und Frau Helene erzählte Erinnerungen an damals.

Ein Damals gibt es selbst in dem grauesten kleinen Menschendasein. Und Frau Helenes Leben war reich und vielfarbig gewesen.

Aber Frau Helene fing an, von Petras Gesicht auf Wilhelm Weyers und umgekehrt zu blicken.

Man brach auf. Die Mäntel waren schon zum Wärmen in die Eßstube getragen — es gab, wie gesagt, noch Mängel im Pastorhause. Man müßte Doppeltüren im Flur haben, der Ofen allein konnte es nicht schaffen.

Petra wurde laut und deutlich vom Amtmann eingeladen, morgen zu kommen, aber recht früh. Er wollte gern ganz genau Bescheid haben über alles, was sie von der Ola-Ols-Angelegenheit wußte. Und dann war sie vielleicht so gut und nahm sich während der Bureauzeit seines Gastes ein wenig an — den er bis Dienstag morgen noch bei sich zu behalten hoffe.

Danke — furchtbar gern. Vier unvorsichtige, glückselige Augen fanden sich.

Der Pastor und seine Frau sahen den Amtmann etwas verwundert und nicht sehr entzückt an.

Schellengeklingel und Lebewohl.

Die Tür wurde geschlossen.

Sie gingen in den Zimmern umher und räumten weg, der Pastor und Petra. Frau Helene kramte in ihren Noten und schloß den Flügel.

„Sie haben sich ja mächtig viel mit Kandidat Weyer abgegeben", sagte Pers Mutter.

Der Ton war unbeabsichtigt etwas spitz.

Petra antwortete nicht. Sie stand auf dem Sofa und blies die hohe Stehlampe aus.

„Ja", sagte der Pastor, „es war mir wirklich auch recht auffällig, daß Sie während der Musik allein mit ihm hinausgingen." Onkel Amtmanns Erklärung schien keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

„Ich bin hier im Haus immer meine eignen Wege gegangen", antwortete Petra etwas erregt.

„Aber jetzt sind wir Ihre Pflegeeltern."

Des Pastors Stimme war auch hitzig.

Frau Helene lachte.

„Na, na, ihr werdet ja ganz böse", sagte sie. „Ich gehe jetzt zu Bett, gute Nacht und danke für heut abend." Sie nahm ihr Licht.

Aber der Pastor war in Harnisch gekommen durch den ungewohnten Genuß eines Gläschens Benediktiner. Er fühlte seinen Beruf.

„Wenn es sich so verhält, wie wir Grund zu vermuten haben —"

„Borting", warnte Frau Helene.

Aber der Pastor hörte nicht. Jetzt wollte er reinen Tisch machen.

„— wie wir allen Grund zu vermuten haben", wiederholte er mit erhobener Stimme, jedes Wort betonend. Er gestikulierte mit der Hand wie auf der Kanzel und hinter der Brille flammte es blau.

„Daß Sie und unser Sohn Per —"

Weiter kam er nicht.

Petra war weg. Stürmte die Treppe hinauf und in ihr Zimmer. Sie stand im Dunkeln und hörte ihr Herz schlagen. Unten wurde laut und eifrig gesprochen. Dann kamen Schritte die Treppe hinauf, schwere, daß es knackte. Bloß des Pastors Schritte — keine andern. Sie hörte ihn die Schlafzimmertür heftig zuschlagen.

Ein Abscheu vor dem Pastor erhob sich in ihr. Sie hätte ihn schlagen können, wäre er hier gewesen. Was ging den ihre —?

Leichte Füße kamen die Treppe hinauf. Frau Helenes.

Aber sie gingen nicht über den Flur. Sie kamen näher. Die Tür ging auf.

„Sitzen Sie im Dunkeln, liebes Kind?"

Frau Helenes Stimme war ungewöhnlich warm.

Im selben Augenblick durchflog Petra der entsetzliche Gedanke: hier stand sie in ihrem Hause — als ihr Gast, weil sie glaubten, sie und Per. — Das war doch eine Gemeinheit, das war —

Frau Helene stellte das Licht hin und kam auf sie zu.

„Sie dürfen sich das mit Vorting nicht so zu Herzen nehmen — Vorting ist manchmal so übereifrig."

Frau Helene lächelte selbst über das Wort, das sie wählte. Sie fand es gut getroffen. Sie faßte Petra bei beiden Armen.

Petra sah auf und traf auf so freundliche Augen, daß sie ganz verzweifelt über sich selber wurde und sich ohne weiteres ergab. Sie lehnte ihren Kopf an das Goldbraune und schluchzte.

„Na, na, still, still, Kindchen. So tragisch ist es doch nicht", beruhigte Frau Helene. Die langen weißen Finger streichelten Petras Kopf.

„Doch — do — och", schluchzte Petra. „Es ist fü—ürchterlich. Es ist nämlich gar nicht Pe—her. Es ist — — — alle bei—heide. Bis jetzt."

Sie weinte ganz fassungslos.

Frau Helene wurde kalt. Sie sah, wie Petras Tränen dunkle Flecken auf das Goldbraune machten. Sie entzog sich. Petra hielt den Arm vor die Augen und weinte noch heftiger.

„Still doch, man kann Sie ja hören", sagte Frau Helene ungeduldig mit einem Nick gegen die Wand des Mädchenzimmers.

Das Weinen hielt an. Nur noch kleine Schluchzer kamen. Frau Helene stand da und sah auf die unglückselige kleine Person herab, die am ganzen Körper bebte. Plötzlich fielen ihr Petras Worte von dem Abend auf dem Bettrand wieder ein — ihre Frage, ob sie es gern gemocht hätte, wenn der Pastor sie geküßt oder ob's ihr ziemlich unangenehm gewesen wäre. Sie sah vor sich das kleine ruhige, vergnügte Gesichtchen von damals, das so gar nichts erzählte, wenn sie und Per zusammen waren. Und sah das stille Leuchten von heute. Sie wurde milder. Aber sie war doch Per Vortings Mutter.

„Erzählen Sie mir alles", sagte sie. „Kommen Sie." Sie setzte sich auf den gestickten Wäschepuff und zog Petra neben sich. Und Petra erzählte, nickend und schluchzend und schnupfend und unzusammenhängend. Daß sie alle beide immer so furchtbar gern gemocht hätte und wie dann Per sich mit ihr verlobt hätte. „Aber es war eigentlich kein bißchen nett."

Frau Helene mußte wider Willen lächeln.

„Und auf einmal mußte ich Wilhelm Weyer so furchtbar lieb haben, als er herkam. Und er ist es ganz, ganz allein", sagte Petra so sicher, so sicher. „Und das ist ja furchtbar, aber es ist auch wieder so wunderwunderschön. Haben Sie schon mal solch schönen Mann gesehen?" vergaß sie sich eifrig und hob das Gesicht.

Frau Helene sah sie an. Dann lachte sie. Lachte wirklich.

„Eine etwas seltsame Frage — an mich", sagte sie. „Sie sind sich immer gleich. Übrigens, ich finde ihn wirklich auch hübsch. Und alles mögliche Gute auch sonst noch", räumte sie ein. Im Grunde war sie gar nicht so sehr betrübt, daß die zwei wieder auseinanderkamen. Sie hatte sich, ganz ehrlich gesprochen, eine andere Art Schwiegertochter gewünscht. hatte so ganz im geheimen und ins Blaue hinein auf eine Partie gehofft, eine Dame, die ein Haus zu führen verstand — das Haus, das sie als Schwiegermutter dann ab und zu besuchen würde. Und Per war jung. Jugend kann vergessen.

Aber sie hatte das Mädel doch auch liebgewonnen. Lieber, als sie eigentlich selbst gewußt hatte. Sie saß da und sah sie an und unwillkürlich glitt ihr Arm wieder um sie. Ganz im Innersten war Petra ihr eine von den Ihren geworden. Das wußte sie jetzt. Vielleicht kam es von Vortings fortwährenden Kritteleien. Es war merkwürdig.

Und dann war sie noch Weib genug, um zu verstehen, daß ein junges Mädchen sich von Kandidat Weyer bezaubern lassen mußte. Wenn er wollte. Was hinter seinem freien, leichten Gesellschaftswesen stak, das wußte sie ja nicht. Aber sie traute Petras scharfem Blick für Humbug und Nicht-Humbug.

Und wie sie da saß, glitt ihre Hand über Petras Gesicht. Und Petra schmiegte sich an sie, als ob es gar nicht anders sein könnte. Nur dann und wann kam manchmal ein kleines Schnappen nach Luft. Ein kleiner Schluchzer.

Plötzlich hob sie den Kopf.

„Ich hätte Sie schrecklich gern als Mutter gehabt", sagte sie.

„Danke", sagte Frau Helene. Sie hatte blanke Augen. Dann stand sie auf und küßte Petra auf die Stirn.

„Gute Nacht, Kleine. Schlafen Sie wohl."

„Gute Nacht", sagte Petra. „Ich muß natürlich jetzt weg von hier." Und mit Entsetzen in der Stimme: „Sagen Sie es Herrn Pastor bitte nicht, bis ich abgereist bin, bitte, ja? Ich graue mich ja so schrecklich, ihn morgen zu sehen."

Frau Helene wandte sich in der Tür und lächelte zurück.

„Ich werde nichts sagen, bis Sie gereist sind. Gute Nacht."

Sie mußte schnell die Tür schließen, denn das Licht war nah am Ausgehen im Zugwind des Türspaltes. Sie sagte nicht, daß es mit dem Abreisen ja nicht so eilte. Sie war schon Verräter genug gegen ihren eigenen Jungen gewesen. Aber so war sie nun einmal.

Sie guckte durch den Türspalt ins Schlafzimmer hinein. Der Pastor lag im Bett. Mit leuchtend rosigem Gesicht auf dem weißen Kissen. Pyhi! sagte er.

Na, Gott sei Dank.

Es lag etwas Unschuldiges, Neugeborenes in der Glattrasiertheit des Pastors, wenn er im Bett lag und die Brille ab war. Ähnlich wie bei Per, als er klein war.

Lieber Gott, ihr armer Junge, aber —

Sie setzte sich und bürstete ihr dickes schwarzes Haar mit einer schweren silbernen Bürste. Sie hielt viel auf feine Toilettesachen, die Frau Helene.

Morgen wollte sie ihm selber gleich schreiben. Denn was für einen Wirrwarr dies Kind zusammenkritzeln würde, das konnte man sich ja denken. Arme Kleine — wenn sie nur nicht enttäuscht wurde. Wenn er doch ihren Erwartungen und Hoffnungen ganz entspräche!

Ihre Augen streiften das zufriedene alte Kindergesicht im Bett.

Pyhi!

Sie seufzte leicht und beendete rasch ihre Toilette.

(Schluß folgt.)

Das verschwundene Kreuz.

Skizze von Susanne Tornwaldt.

Die Sache mit ihrem Kreuz passierte Anett Wilten während ihres ersten Jahres in Afrika. Es handelte sich um ein kleines Brillantkreuz, das sie weniger als Schmuck als zur Erinnerung mitgenommen hatte.

Niemand konnte sich erklären, wo es geblieben war, am wenigsten Anett, die nie einem Menschen Böses zutraute. „Du hast es verbummelt, Ardilla", sagte ihr Mann Ernst ungerührt. Er nannte Anett gern „Ardilla". Das ist spanisch, heißt Eichkätzchen und bezog sich nicht sowohl auf Anetts rostroten Schopf als auf ihr hindernisfreies Temperament. Anett wies den Verdacht von sich. Sie habe es gestern noch im Koffer gesehen.

Übrigens hinderte das verschwundene Kreuz Ernst Wilten nicht daran, wie gewöhnlich nach der Stadt hinüberzufahren, und er rief Anett vom Boot aus, sie möge ihn nicht vor Mittag des nächsten Tages zurück erwarten und inzwischen ihr Detektivtalent entfalten. Einer ihrer drei getreuen Mohren werde ja wohl der Attentäter gewesen sein. Anett warf einen Blick zur Stadt hinüber, die ockergelb und orientalisch mit ihren flachen, terrassenartig gestuften Häusern drüben lag, und ging mit dem Entschluß ins Haus, den drei schwarzen Dienern auf den Zahn zu fühlen.

Es war ihr überaus peinlich. Wem von ihnen sollte man wohl einen Diebstahl zutrauen? Etwa Hamiß, —

dieser Perle von einem schwarzen Koch mit seinen ehrlichen Augen und seiner unanfechtbaren Tüchtigkeit? Oder Phip, dem kleinen Missionsboy, der ein Gesicht hatte wie ein ägyptisches Königskind und von den Missionsvätern als ihr aufmerksamster Schüler gepriesen wurde? Oder gar Salim, dem komischen alten dürren Ziegenhirten vom Meruberg? Ach, ich will sie nur beobachten, beschloß Anett. Aber an diesem Tage kamen ihr alle drei verändert vor.

Anett hatte Hamiß zum „Schauri ja chacula“ gerufen. Diese Beratung zum Mittagessen bedeutete sonst den Höhepunkt in Hamiß' Tageslauf. Heute ließ er es an Interesse fehlen. Er war mit seinen Gedanken sonstwo. Er stimmte Anetts Vorschlägen gleich zu, und sie wunderte sich sehr über ihn. „Die Affen sind in den Bäumen, Memsa'b. Soll ich vielleicht Phip rufen?“ fragte er über die Schulter, während er mit leisen, nackten Sohlen über die Verandastufen glitt.

Phip erschien sogleich. Er hatte das Amt, die Affen zu scheuchen, und vertrieb sie mit ein paar wohlgezielten Steinen und schickte sich an, umgehend wieder zu verschwinden. „Komm doch mal her!“ rief Anett ihm nach. Phips Augen blickten traurig, und sein großer Negermund war blaß. „Was ist mit dir, Phip, bist du krank?“ erkundigte sich Anett. Er versicherte, er sei keineswegs krank, rieb verlegen die Ballen seiner schmalen, auffallend hellen Hände gegeneinander, meinte weiter, er müsse dringend Wasser schöpfen, es fehle in der Küche. Dann benutzte er den Augenblick von Salims Auftreten, um endgültig unsichtbar zu werden.

Das war alles ziemlich verdächtig, und nun tänzelte wahrhaftig ungerufen noch Salim daher, klein und dürr, bekleidet mit einem winzigen, einstmals khakifarbenen Höschen und einem Holzpflock im linken Ohrlappen. Den andern hatte er verloren, weshalb dieser Lappen nur schlicht über die rechte Muschel geknüpft war. Er berichtete verworrene Dinge von einem Schaitan, einem Taufel, den er deutlich in der Nacht rumoren gehört und der ihm ein Zicklein behext habe. Das sei soeben verstorben, und da ihn, Salimu, keine Schuld dabei träfe, so müsse es wohl der Teufel gewesen sein. Anett wünschte Genaueres über den rumorenden Teufel zu erfahren, aber Salim blieb bei seinem: Kweli — er habe ihn gehört! Kweli!

Kweli — wahrhaftig, dachte Anett ärgerlich, ich kann doch nicht hingehen und [illegible] paar Habseligkeiten meiner Neger revidieren. Sie verbrachte einen ungemütlichen Tag, sagte früh, sie sei müde, schickte die Neger schlafen und zog ihren Liegestuhl an eines der vergitterten, scheibenlosen Fenster. Es war eine helle Nacht. Die Palmenblätter glänzten im Mondschein wie strömendes Silber, der runde, alte Ziehbrunnen war ein verträumtes Märchen, und in den Mayerabäumen freuten die Affen sich ihrer Ungestörtheit, ließen lang die Schwänze hängen und kratzten sich bedächtig. Anett wurde dann wirklich müde. Sie hörte schläfrig die gewohnten Geräusche, das ferne Dröhnen der Tanztrommeln, Froschquaken, Grillenklirren — war im Begriff einzudußeln — fuhr auf. Die Haustür hatte geknackt. Ein Schatten glitt über den Weg und verschwand unter den Bäumen.

Wahrhaftig Phip, dachte Anett betrübt, beugte sich vor und wollte ihn rufen, als die Haustür zum andernmal knackte und Hamiß schattengleich dem ersten Schatten folgte. Nun fehlt bloß noch Salim, dachte Anett und mußte in allem Kummer lachen, als wirklich der alte Ziegenbefehlshaber gleich danach in den hellen Mondschein hüpfte und, die Sohle des rechten gegen das Knie des linken Beines gestemmt, die Hand schützend über den Augen, den beiden nachspähte. Anetts ungeduldiges „Jetzt sage mir, Salimu, was das bedeuten soll?“ brachte ihn völlig aus dem Gleichgewicht. Er hüpfte hoch, sank ganz erschüttert in sich zusammen und murmelte tiefsinnige Dinge vom Schaitan. Anett fackelte nicht lange, sondern sauste an ihm vorbei und in großen Sätzen hinter Hamiß und Phip her. Dank ihrer dicken Kreppsohlenschuhe ließ sich das genau so lautlos vollbringen wie bei den nackten Negersohlen.

Der Weg, den die Jagd nahm, verband zwei Palmenhaine miteinander und führte über ein Sisalhanffeld. Hart und spitz lagen die Schatten der Agavenblätter über dem mondweißen Weg. Machte Phip eine Bewegung, als wolle er sich umwenden, so duckten sich Hamiß und Anett in den gegitterten Schatten. Auf diese Art wußte Phip nur von sich, Hamiß von sich und Phip, und Anett von sich, Hamiß und Phip. Es war eine aufregende Geschichte. Beschwerlich wurde sie erst, als Numero Eins und Zwei in den Palmenhain tauchten. Vom Ozean her war Wind aufgekommen und wehte mit den Palmenkronen, die irrlichternd über dem Grasboden sich wiegten. Der Weg hörte auf oder vielmehr verzweigte sich zu schmalen, unregelmäßigen Pfaden, die auf einzelne Negerhütten zu führten. Anett stieß in diese flexible Licht- und Dunkelheit vor und stand ratlos. Wo waren die beiden schwarzen Brüder hingeraten?

Da rührte etwas leise an ihre Schulter. Sie fuhr herum. Hamiß stand da, legte den Daumen an den Mund und wies mit vorgeschobenem Kinne irgendwo hin. „Huko —“ flüsterte er, ohne seiner Verwunderung über die mitternächtliche Begegnung mit seiner Herrin Ausdruck zu geben (das hätte einem gebildeten schwarze Koch und Muselmann nicht geziemt), „huko — komm und sieh, Phip hat dein Kreuz.“

Anett kam und sah. Das heißt: Sie folgte Hamiß nach einer Negerhütte, deren Tür offen stand, und erblickte vorerst nichts als zwei magere Ziegen und ein Fettschwanzschaf, die sich verstört aneinander drängten. Danach schob Hamiß sie ein wenig vor — und siehe, es blitzte etwas in dem Streifen Mondlicht, der über den Lehmboden fiel. Anetts Kreuz blitzte, und zwar unter folgenden Umständen: Da stand Phip vorgebeugt neben dem Mattenlager einer Negerin, die ersichtlich krank war. Jeder der fiebrigen Atemstöße ließ das Kreuz blitzen, das auf ihrer nackten, mageren Brust lag. Phip stand regungslos.

Anett und Hamiß warteten der Dinge, die kommen würden. Es kam aber nichts. Es blieb dabei, und darum rief Anett Phip schließlich bei Namen. Ach du lieber Himmel! Phip war so erschrocken, daß er in einem hingebenden Kotau vor Anetts schönen, dicksohligen Sportschuhen landete und unklare Dinge von „Wiederbringen, Mamma und Gesundmachen“ stammelte. Nach und nach und mit Hamiß' Hilfe enträtselte Anett die Zusammenhänge zwischen Phip, dem Kreuz und Phips Mutter Mkate, die dort auf der Matte lag und Fieberträume hatte.

Phips, des gelehrigen Missionsschülers, flinkes und kindliches Negerhirn hatte die Lehre vom rettenden Kreuz angesichts seiner kranken „Mamma“ und des zufällig erschauten Kreuzes seiner Memsahib dahin ausgelegt, daß es ganz einfach sei, die Alte zu heilen. Da man aber nicht wissen konnte, ob die Memsahib ihr Kreuz herausrücken würde — wußte man je, was die Wasungus, diese merkwürdigen Europäer, bei allen ihren Sachen dachten —, so hatte er es „geliehen“, seiner Mamma auf die kranke Brust gelegt und darauf gewartet, daß sie ein bißchen eilig gesund werde. —

Das Tempo der Genesung entsprach nicht ganz Phips Erwartungen. Immerhin wurde die Bibi Mkate gesund, denn Anett nahm sich ihrer Lungenentzündung an, und Anett Wilten verstand zu pflegen. Ganz im stillen schob Phip diese Heilung eigentlich doch auf das Kreuz, und wenn man der Sache nachgeht, hatte er ja nicht unrecht.

Mein Freund Nikolaus.

Humoreske von **Werner Krueger-Hamburg.**

Gestern abend traf ich ihn unverhofft auf dem Pferdemarkt, meinen alten Studiengenossen Nikolaus. Ich muß tief in Gedanken versunken gewesen sein, sonst hätte ich seine Hünengestalt, seinen riesigen Krempenhut und seine die Sonne verdunkelnde Künstlerkrawatte schon auf viele hundert Meter sehen müssen. So aber lief ich ihm ahnungslos in die Arme und schrak erst empor, als seine Bärenpratze mir die Lungenspitzen platt hämmerte. „Altes Haus“, rollte seine Stimme über den Marktplatz.

„Niki — —?“ fragte ich hilflos.

„Altes Haus“, sagte er mit einer Stimme, durch die der Schmerz in zitternden Altquottönen bebte, „was hab' ich mich nach dir gesehnt!“

„Was machst du eigentlich?“ versuchte ich ihn abzulenken.

— Er zerhieb mit der Faust die Luft in eigensinnig-sausendem Schwunge: „Banausenkram! Dekoration! Ich male keine Bilder mehr. Nie wieder Krieg! Sie sind es nicht wert.“ Er schluckte wütend. Dann schlug seine Stimme in Moll um. „Altes Haus!“ Er sah mich liebevoll an.

„Bist immer ein guter Kerl gewesen. Also morgen kriegst du ihn wieder!"

Er hielt mir die Hand hin.

„Wen denn?" fragte ich ahnungsvoll.

„Mensch, hast du 'ne lange Leitung! Den Zehnmarkschein natürlich, den du mir jetzt pumpen wirst."

Der Blitz hatte eingeschlagen. Wortlos holte ich meine Brieftasche hervor und ließ ihn hineinblicken. Ein Schwindel ergriff ihn, als er in die dunkle Tiefe blickte, auf deren Grund nur ein paar Knöpfe, ein verfallener Fahrschein und zwei Sicherheitsnadeln sich herumtrieben; weiß der Teufel, wie diese konträren Welten sich zusammengefunden haben mochten.

Er drückte mir wortlos die Hand. Dann führte er mich die Straße hinab, eine andere Straße hinauf, um eine Ecke, dann standen wir vor dem feinsten Börsenrestaurant.

„Komm —", sagte er zungenschnalzend, „Wiener Schnitzel!"

Ich sah ihn an. „Bist du verrückt?"

„Wirst du gleich sehen", brummte er und schob mich mit einem Tierbändigergriff in den palmengeschmückten Vorraum. „Keine Garderobe abgeben!" erscholl sein Kommando.

„Hinsetzen", zischelte er dann leise, denn wir hatten den gefüllten Speisesaal betreten.

Ein Kellner umschnüffelt uns halb dienstbeflissen, halb zweifelnd.

„Zwo Wiener Schnitzel — Hm —!" bestellte Niki näselnd.

Die dargereichte Weinkarte schob er mit einem hoheitsvollen „Später!" beiseite.

Die Schwalbenschwänze des Kellners flogen.

Vor uns lag — o himmlische Wonne! — duftend wie das Manna der Wüste, schönpaniert, knusprig, braun, mit Gürkchen, Kohl und Kartoffelröllchen — ja, es war wirklich wahr — je ein rundliches, auskömmliches Schnitzel.

Wir erhoben die Hände zum tausendjährigen täglichen Ritus. Oh, Mama Kybele, wie das schmeckte!

Mitten in der Mahlzeit klopfte mir Niki jovial auf die Schulter. „Das tut gut, alter Junge, was?"

Ich nickte wortlos und beugte mich wieder über das Schnitzel.

Plötzlich fuhr ich empor.

Ich schaute noch einmal hin, griff nach dem Taschentuch und — kämpfte mit einem fatalen Würgen im Halse. Ein runder, schwarzbläulicher Kakerlak lag zwischen den appetitlichen Kartoffelröllchen.

Da dröhnte auch schon Nikolaus' Stimme durch den Raum. „Ober!"

Der Gefrackte sank zu einem rauchenden Trümmerhäufchen zusammen. Seine Knie schlotterten, seine letzten Haare sträubten sich: Auf unseren zwei Tellern lag je ein Kakerlak. Im Hintergrund erschien bestürzt der Geschäftsführer.

„Herr Direktor", sagte Niki würdevoll, immer noch mit einem anderen Gefühl kämpfend, „erlauben Sie mir den Ausdruck: Unsaubere Wirtschaft!"

„Aber, mein Herr", stammelte der Betroffene ratlos, „ich versichere Sie, ich weiß nicht — —! Eine andere Portion, darf ich bitten?"

Niki sah ihn verachtend an. „Ich danke, mein Herr", er würgte, „ich brächte für Stunden nichts hinunter!"

Ein Tritt gegen mein Schienbein belehrte mich, daß ich nun aufstehen müßte. Auch Niki erhob sich.

Der Geschäftsführer begleitete mich an die Tür. Niki folgte. Hinter uns tuschelten die Gäste. — „Sie beehren mich doch wieder, meine Herren?" sagte der würdige Herr verzweifelt.

Niki streifte ihn mit einem verächtlichen Blick. Wir schritten hinaus. An der nächsten Ecke machte Niki Halt. „Wollen wir noch ein Schnitzel essen?" fragte er gutmütig.

Ich schüttelte mich.

„Nana, Kleiner, das vergeht wieder!" tröstete er.

„Und wenn auch", meinte ich, „du hast doch sicher auch nicht allzu viel Geld!"

Da grinste er und holte aus der Tasche eine Zündholzschachtel hervor. Als er sie behutsam geöffnet hatte, ließ er mich hineinschauen.

Vier große fette Kakerlaken und drei kleine rote Küchenkäfer lagen darin und streckten ihre sechs Beine trübselig in die Höhe.



Bunte Chronik



* **Ein Hund mit Goldplomben.** Im Laufe der Zeit ändern sich die Bräuche, und alte Sprichwörter verlieren ihre Geltung. Ein Beispiel für die veränderten Zeiten und Begriffe könnte der englische Foxterrier von besonders feiner Abstammung, namens „Pepper", liefern, der sich keinesfalls zu beklagen hat, daß er ein „Hundeleben" führe. Der gute „Pepper" begann eines Tages an furchtbaren Zahnschmerzen zu leiden. Als der Zahnarzt seine Zähne untersuchte, stellte es sich heraus, daß sie sich, was selten bei Hunden vorkommt, in einem sehr schlechten und verwahrlosten Zustand befanden. Um das wertvolle Tier zu retten — der arme „Pepper" nahm infolge seiner Zahnschmerzen keine Nahrung zu sich — erklärte sich die Besitzerin des Hundes mit dem Vorschlage des Arztes einverstanden, dem Foxterrier eine Anzahl von Goldplomben einsetzen zu lassen. Um den Liebling vor unnötigen Qualen zu bewahren, griff der Zahnarzt zu einer Lokalbetäubung. Darauf wurde das Hundegebiß mit Goldplomben versehen. Der kluge Hund begriff, daß man es gut mit ihm meinte. Der Zahnarzt, der zum ersten Male an einem Hunde eine solche Operation auszuführen hatte, erzählte später, daß „Pepper" während der Behandlung eine vorbildliche Ruhe bewahrte und nicht einmal mit dem Schwanz wedelte.

* **Der Schatz im Sarge.** Vor zwei Jahren starb eine Italienerin. Sie setzte einen Freund zum Testamentsvollstrecker ein. Diesem machten nun die Verwandten der Verstorbenen den Vorwurf, er habe die Schmuckstücke der Toten unterschlagen. Es kam zur Klage, und die Klärung der Angelegenheit schien sich schwierig zu gestalten, bis das Gericht den Beschluß faßte, die Tote wieder ausgraben zu lassen. Hier fand sich des Rätsels Lösung. Die Knochenfinger der Italienerin trugen kostbare Diamantringe und um den Hals hingen Perlenketten, die einen Gesamtwert von hunderttausend Franken darstellten.

* **Trust der Goldfischexporteure.** Japanische Firmen, die an der Ausfuhr von Goldfischen bedeutende Summen verdienen, entschlossen sich, einen Trust zu gründen, der alle goldfischexportierenden Unternehmungen umfassen soll. 96 japanische Goldfischzüchter und Exporteure erklärten sich bereit, in die Vereinigung einzutreten. Der Trust setzt sich zum Ziele, einheitliche Preise für Goldfische auf allen Weltmärkten anzustreben, an die Erschließung neuer Absatzgebiete heranzugehen, und das sog. Dumping, d. h. die Schleuderpreise, seitens der Kleinproduzenten, zu bekämpfen. Japan führt jährlich viele Millionen kleine und größere Goldfische aus. Den größten Absatz findet die japanische Goldfischausfuhr in den Vereinigten Staaten. Die Goldfischzüchter aller Länder sehen übrigens in dem amerikanischen Präsidenten Hoover ihren größten Protektor. Präsident Hoover veröffentlichte kürzlich eine kleine Broschüre über den Fischfang, in der er unter anderem behauptet, der Angelsport sei für den Menschen eine seelische Genugtuung. Die japanischen Goldfischzüchter aus der Gegend von Aichi, die als Zentrum dieser Zucht in Japan gilt, schickten vor kurzem dem Präsidenten Hoover ein schönes Aquarium mit einer Anzahl prämiierter Goldfische zum Geschenk.

Lustige Rundschau



* **Die Goldgrube.** Gurke hat ein Geschäft gekauft. Das Geschäft geht nicht. Entgegen den Versicherungen des Vorbesitzers. „Sie haben doch gesagt", brüllt Gurke, „das wäre eine Goldgrube!" Der Vorbesitzer nickt: „Ist es auch. Mein ganzes Geld habe ich darin begraben."

Peter Prior.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.